

DIE SCHÖNE LITTERATUR DEUTSCHLANDS
WÄHREND DES ACHTZEHNTEHnten JAHRHUNDERTS.
DARGESTELLT VON FRANZ HORN.

Berlin und Stettin bey Friedr. Nicolai, 1812. 224 S. in 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. 8. Jahrgang V (1812) Band II,
N. 58. 64, S. 913—928. 1002—1008.

Wie man auch über diese Schrift zu urtheilen gesonnen sei, nach Beendigung derselben muss man von zweierlei einen angenehmen Eindruck behalten. Erstlich davon, dass der Verfasser überall darauf hinausgegangen, sein eigenes Urtheil zu haben, dabei mit dem Vorsatz, nicht einseitig oder streng es auszusprechen, sondern mild und innerhalb der Grenzen eines billigen Anstandes. Diese Redlichkeit, die durch das ganze Buch hin leuchtet, selbst im Irrthum befangen, muss um so mehr erfreuen, als sie nicht häufig angetroffen wird, und wie sie dem Ganzen einen gewissen Werth verbürgt, so liegt in ihr auch das Zeugnis für den Grad von Fleiss, den der Verfasser bei seinem Studium angewendet hat. Auch der Lohn konnte nicht ausbleiben, den jede eigene Arbeit gewährt: manche bessere Ansicht, gute und treffende Bemerkungen im Einzelnen; was wir alles hier anerkennen und wofür wir dem Verfasser danken wollen. Sodann ist ein lobenswürdiges Streben nach Unparteilichkeit in Beurtheilung der Dichter nicht zu verkennen und das Bemühen, auch ein geringes Verdienst im Ganzen nicht zu übersehen.

Das ist das Günstigste, was wir von diesem Buche aussagen können und was wir gern voranstellen. Gedenken wir nun den Werth desselben zu schätzen, so fällt sogleich die Enge desselben in die Augen. Auf nicht mehr als ein und zwanzig Bogen kleines Formats wird uns eine Geschichte der poetischen Bemühungen eines ganzen Jahrhunderts gegeben; wir wissen, dass eine Arbeit nicht nach dem äussern Umfang zu schätzen

ist, aber nur eine leichte Betrachtung der vorliegenden überzeugt, wie kurz, unbefriedigend und geradezu unbedeutend eine Menge Paragraphen sind. Wären Vorarbeiten zu benutzen gewesen und das genaueste Detail schon untersucht, so könnte man es ausführbar denken, die Resultate in einen so engen Raum zusammenzudrängen, hier aber bietet die erste Arbeit sogleich den letzten Gewinn dar. Recensent darf den Irrthum vermuthen, als sei das Ausführliche nur bis zu einem gewissen Punkt nöthig oder wünschenswerth, weiterhin unnütz und zerstreud. Aus dem entgegengesetzten entstanden, der das gelehrte Detail ohne grossen und lebendigen Zusammenhang hat geltend machen wollen, ist dieser Irrthum gerade in dieser Zeit schädlicher als je, in welcher man gern alles Besondere und Eigenthümliche in einer gewissen unerquicklichen philosophischen Allgemeinheit schwimmen und aufgehen lässt, und wir setzen geradezu entgegen, dass erst die Erforschung eines jeden Details in der Wissenschaft die rechte Erkenntnis, wie in der Poesie die rechte Lust gewähre. Was hernach mitgetheilt werden dürfe, wird der Geist wissen, der empfindet, in welchen Äusserungen das Leben sich am sichersten gezeigt; aber wie anders und eindringlicher lauten dann die Resultate, als die Worte unseres Verfassers können, wenn sie die Frucht eines solchen ernsthaften Studiums sind. Die Ungleichheit in dieser Schrift kann niemandem entgehen, während bei einem Dichter von einem manchmal kleinen Erzeugnis ausführlich die Rede ist, wird bei dem anderen kaum Namen und Titel seiner Werke genannt. Dies führt zu dem Urtheil, dass, wenn ein gewisser Fleiss des Verfassers nicht zu verkennen ist, ihm dennoch der rechte gefehlt; was er geliefert, ist kein Werk vollendeter Untersuchungen, sondern mehr einer gefälligen bequemen Ansicht. Die Wissenschaft, die jede Strenge und jeden Ernst fordert, hat einiges, aber doch nicht viel gewonnen. Darf man die Arbeit nicht so oberflächlich nennen, wie die Geschichte der Deutschen Poesie, die der Verfasser vor mehreren Jahren herausgab, in vielen Theilen wirklich ist, so ist sie doch leicht, es fehlt ihr an Tiefe und daher an begründetem Recht auf Dauer. Indessen, wie jenes Buch manchem eine willkommene Lectüre

gewesen, weil er sich auf eine anständige Weise belehrt und unterhalten fand, da der fassliche, auch nicht ganz sorglose Vortrag, eine Ansicht, die nicht ohne Geist und Gefügigkeit war, endlich die von uns getadelte Kürze, welche eine Beendigung erlaubte, entgegen kam, so glauben wir auch, das gegenwärtige werde sich eines gleichen Schicksals zu erfreuen haben, indem es mit jenem nicht nur dieselben Eigenschaften theilt, sondern auch noch sorgfältiger in der Form und genauer im Inhalt ausgefallen ist. Überhaupt scheint es uns ganz eigentlich für die gebildete Gesellschaft geschrieben, die sich in der Geschichte der Poesie zu orientiren gedenkt; die Forderungen, die eine solche machen darf, sind wohl alle befriedigt, selbst, was nicht selten wiederkehrt, das Berufen auf den Leser, der schon wisse und verstehe, womit in der That ein beträchtlicher Theil des Werkes abgethan worden, liess sich auch hieraus erklären. Man könnte nach dieser Bemerkung eine ernsthaftere Kritik für unpassend halten, wenn der Verfasser nur selbst einen solchen Standpunkt als den seinigen genannt, und wenn nicht schon die Wichtigkeit des Gegenstandes, von dem auch die Vorrede spricht, eine aufmerksamere Betrachtung erforderte.

Ein anderes Hindernis, das sich der würdigen Lösung der Aufgabe entgegenstellte, war noch bedeutender, da es in der Sache selbst lag und von keinem Fleiss gehoben werden konnte. Durch die in nicht langen Zwischenräumen bekannt gemachten Briefe mancher von denen, welchen unsere Litteratur ein neues Leben dankt, schien allmählich sich eine Geschichte der geistigen Bestrebungen des verflossenen Jahrhunderts vorzubereiten. Über das, was vorangegangen, hatte sich durch sie, das heisst, durch das blosse Dasein einer neu wirkenden und gestaltenden Kraft ein geschichtliches, festes Urtheil gebildet. Das unvertilgbare Blau des Himmels war von neuem hervorgetreten, in der frischen Luft, die man athmete, liess sich aber leicht und ohne Hass sagen, wie ängstlich, zusammengedrängt und darum wie arm man gelebt; es dachte niemand mehr daran, Gottsched und seine Zeit als nichtig darzustellen, er stand nun von selbst an der Stelle und in dem Verhältnis, das ihm in der

grossen Reihe gebührte. Was aber jene Männer theils ange-
deutet, theils schon ausgesprochen, ist seitdem wie gesunder
Samen aufgegangen oder als lebendiges Wort unaufhaltsam
weiter gedrungen; man hat dies Verdienst zwar einer späteren
Umwälzung zuschreiben wollen, aber auch dieser Irrthum sinkt
nach und nach und von selbst. Man fühlt, was man ihnen
zu verdanken hat und dass alles fruchtbare Erkennen ein fort-
wachsendes sein müsse: nie hat ein Zauberstab, der ohne
Zusammenhang schafft, etwas Freudiges und Dauernes geschaffen,
und edle Menschen würden ihn, wie Prospero, nachdem sie
das Böse bezwungen, gern zerbrechen und den gebundenen
Ariel frei geben. Indem sich der Einfluss jener Männer immer
deutlicher bestimmt, in demselben Masse bildet sich auch, ge-
tragen von dem ganzen Volk, ein Urtheil über sie; das,
was Lessing, Klopstock, Heinse gethan, mag schon gesagt
werden können: wie Winkelmann als ein Tüchtiger von hinnen
gegangen, hat uns der Geist gezeigt, der seine Bahn überschaute.

Ist es möglich geworden, über Einzelne schon ein geschicht-
liches Urtheil auszusprechen, das heisst, darzulegen, wie es all-
mählich sich begründet, so ist es über einen grossen Theil der
hier besprochenen Dichter noch nicht. Noch leben wir in ihrer
Zeit und unter ihrer Herrschaft, selbst wenn sich ihr irdisches
Leben schon beschlossen, wir fühlen uns von ihnen berührt,
wir müssen uns nähern oder entfernen. Auch der Stern, der
über jenem dunkeln freudenlosen Tag schnell die Decke theilte
und die Herrlichkeit eines morgendlichen Himmels ausbreitete,
steht noch in allem Glanz über uns und wir erfreuen uns gern
seiner Leitung. Eine jede Periode hat, wie jeder einzelne
Mensch, eine eigenthümliche Richtung, erst, wenn sie vor einer
andern weicht, mag ihr Werth zu dem Ganzen sich bestimmen;
haben wir aber heute noch zu leben, so können wir noch nicht
sagen, was morgen darüber für Recht zu sprechen sei. Darum
sollte niemand glauben, der mitten in seiner Zeit steht, er, ein
Individuum, führe den Massstab, der sie ausmesse, und er könne
heraussuchen, was als Gewinn und reines Gold aus dem tauben
Gestein zurückgelegt werden dürfe. Er wird doch immer auf
eine Art für oder gegen sie befangen sein, da er mit aller

Geistesunabhängigkeit ihrem Einfluss nicht entgehen kann, wie wir uns nicht die Luft versagen, die uns umgiebt, und die Speise, die unser Land erzeugt. Übrigens lege man dies nicht so aus, als sei dadurch die Freiheit des persönlichen Urtheils gelehnet oder nur gefährdet, es soll mit aller Mannigfaltigkeit bestehen. Eben aus dem Zusammenklang darin wird, was wir in dem bedeutenden und edlen Sinne die Stimme des Volks nennen, erzeugt, sie aber wünschen wir vor allen aufrecht zu erhalten, denn bei dem schärfsten Widerspruch und jeder möglichen Äusserung wird allezeit das Rechte siegreich heraufdringen. Jedes Urtheil ist dann nur ein besonderes ohne Anspruch auf Entscheidung und Allgemeinheit. In diesem Sinne sollten auch ästhetische Recensionen betrachtet werden. Weil in der Litteratur nicht minder Bewegung und gesellschaftlicher Verkehr ist, so wünscht man die Stimmung der Mitlebenden zu vernehmen: eine Begrüssung des Neuhinzugetretenen oder ein Wegwenden von demselben, ein endliches Urtheil kann es nicht sein, und jede Anmassung dazu hat sich immer von selbst vernichtet. Auch haben wir es nicht selten erfahren, dass innere, in sich ruhende Vortrefflichkeit gegen das von allen Seiten einbrechende ungünstige Urtheil der Zeit sich endlich bewährt und ein langes Vergessen, aber kein langes Verkennen möglich war.

Wir glauben wohl, dass es der Verfasser hin und wieder gefühlt, wie etwas dagegen streite, über das in der Gegenwart Bestehende auf diese Weise geschichtlich zu reden; die seltsame Art, mit der er öfters das Urtheil weggeschoben, das Mildernde, das er durch die Form hineinzulegen versucht hat, deuten darauf; dennoch wie partiisch, inconsequent, ja, in andern Augen, wie hart er gewesen, bei allem aufrichtigen Bestreben zum Gegentheil, werden wir unten zeigen. Ohne Zweifel hat ihn die Eintheilung nach Jahrhunderten vermocht, seine Arbeit auf diese Zeit auszudehnen, die doch offenbar nur eine äussere ist und keine Beachtung verdient. Man kann wohl mit dem 18. Jahrhundert anfangen (was zufällig ist), aber nicht damit endigen, so wie keiner unsere Zeit einmal geschichtlich verstehen und darstellen kann, der nicht bis zu ihrem Beginnen

und mitten in das 18. Jahrhundert zurückgeht. Beschränkte sich jemand darauf, die frühere Periode zu untersuchen, die hier als ganz elend abgewiesene Polemik der Schweizer, dann die Übergangspunkte in Klopstock, Lessing, Heinse, was Sulzer, Gleim, Ramler gewirkt, anzugeben, so würde er, wäre sonst nichts einzuwenden, ein sehr schätzbares Werk geliefert haben, welches in der That noch fehlt. Das aber müsste man auch verlangen, dass er nicht bloss die Poesie ohne Rücksicht auf die ganze geistige Cultur darstelle, die frische Ansicht der Antiken, z. B. die wir Winkelmann danken, der hier nur nebenbei und mit wenigen Worten angeführt wird. Denn überhaupt vermessen wir, was einem ergreifenden Buche nicht fehlen mag, das freie Umsichschauen, welches die rechte Sicherheit, mit der man die Sache gefasst, wohl erlaubte; der Verfasser hat sich die Poesie so streng darin abgesteckt, dass selbst Lessings Fabeln abgewiesen werden, und wenn nicht die Gleichnisse wären, würden wir kaum von dem Dasein anderer Zeiten und anderer Bildung etwas vermuthen können.

Noch ein drittes hat, wie wir glauben, nachtheilig auf das Ganze gewirkt. In der Vorrede heisst es nämlich: die deutsche Litteratur sei nur individuell und durchaus nicht national, im Buche selbst wird der monologischen Natur der Deutschen gedacht (S. 303), und dass jeder Dichter abgeschlossen für sich stehe. Soll das soviel heissen, dass man nie eine Autorität anerkannt und eine allseitige unendliche Entfaltung nie durch ein Gesetz hat begrenzen lassen, wie andere Völker, was diesen Sicherheit und schnelles Wirken, aber auch etwas Erstarrendes gab? Will man in diesem Sinn sagen, sie sei als Ganzes charakterlos und fragmentarisch, so ist das ebenso richtig als anerkannt. Schliesst man aber weiter daraus, dass jeder deutsche Dichter für sich, einsam und ohne Zusammenhang mit dem anderen da sei, so muss Recensent dies geradezu für falsch erklären. Wer die Poesie von ihrem Beginn bei allen Völkern betrachtet, der wird bemerkt haben, dass ihr Wesen gerade in dem Zusammenhang mit allen Zeiten, in der Überlieferung durch Jahrhunderte bestanden, und dass sie in diesem lebendigen

Wandel in ihrer grössten Reinheit und Bedeutung sich entfaltet. Wie sollte, was ewig in sich dasselbe und unveränderlich, so ganz sich umgekehrt haben und nur in einzelnen, abgetrennten Bruchstücken noch erscheinen. Wo die Natur sich dem Blicke des Beschauers als ungeordnet und vereinzelt darstellt, was als Gleichnis angeführt wird, ist sie nicht am herrlichsten, sondern da, wo wir einen grossen Zusammenklang wahrnehmen. Aber auch darin fehlt die Vergleichung, dass die Natur allezeit unwandelbaren Gesetzen gefolgt ist, jener Zusammenhang aber in der deutschen Poesie unleugbar vorhanden war. Sei uns ein anderes Bild des Verhältnisses erlaubt: Als die Lahen (die ersten Bewohner der Welt nach der Tibetanischen Mythe) noch in ihrer Reinheit lebten, pflanzten sie sich durch blosses Anschauen fort, und es waren nicht Sonne, Mond und Sterne, weil sie in ihrem eigenen Lichte glänzten, als sie aber finster wurden, stiegen diese erst aus dem Meere und gaben das Licht. Was sonst durch eingeborne, fast unbewusste Kraft verliehen wurde, das suchen wir jetzt durch Betrachtung wieder zu gewinnen, wir wissen von einer Nacht, wir streben aber dem Lichte zu, das wir nach unserm Stande anders betrachten, und dass auch nicht ganz das in uns Wohnende vergangen, das beweist die wunderbare Kraft des Auges. Wäre jene Behauptung richtig, so müsste die erste Folge davon sein, dass solche vereinzelt Poesie auch ohne Wirkung auf die Nation geblieben. Wie kann aber alles dies Goethe allein widerlegen. Er, der, ein jugendlicher Held, wie nicht aus ihm geboren, unter ein beschränktes Volk trat, erzählt in seinem Leben, dass Klopstock und die Dichter seiner Zeit auf ihn gewirkt, und gesteht dann, wie abhängig der Mensch von der Zeit lebe, dass ein Raum von zehn Jahren ohne Zweifel eine ganz andere Entfaltung bewirkt haben würde; wiederum aber, wie hat er, der sich so eigenthümlich gebildet, doch seine Nation ergriffen und angeführt, und wie allgemein ist er verstanden und geliebt worden. Überhaupt ist es nicht schwer, zu bemerken, wie etwas selbst ganz Unerwartetes und Individuelles, wenn es nur eine nationale Idee ergriffen und in sich begründet war, bald einen eigenen

Kreis um sich gezogen und die Krone getragen hat. So war in allen Zeiten eine Poesie da, die nicht bloss von dem Einzelnen abgehangen.

Indem der Verfasser dieses verkannt, hat er die Poesie des ganzen Zeitraums bloss persönlich dargestellt, und während in den früheren Jahrhunderten die Dichter selbst verschwinden und ihre Namen nur ein Einziger trägt, so scheint hier das Umgekehrte möglich geworden zu sein. Es lag wenig daran, ob er äusserlich die Periode angab, wenn er nur mehr das Leben der Poesie in den Dichtern dargestellt und so eine der grössten Belehrungen der Geschichte nicht entzogen hätte; das Wenige, was gelegentlich eingefügt worden, können wir unmöglich für hinlänglich erklären. Eine äussere Ungerechtigkeit ist schon durch dies bloss fragmentarische Nebeneinanderstellen der Dichter hervorgegangen, denn da das Urtheil über den Werth derselben nicht ohne ihr Verhältniss zur Zeit gedacht werden kann, so ist es gekommen, dass wir ein schwaches Verdienst der früheren Periode mit einigen wohlwollenden Worten uns nahgerückt sehen, während in späteren ein ohne Zweifel besseres mit einem noch kürzeren Tadel kaum bemerkbar verschwindet.

Das Vorgehende mag als Einleitung und allgemeines Urtheil gelten, wir können uns jetzt unmittelbar zu dem Buche selbst wenden, um im Einzelnen jenes zu bewähren. Die auf drei Seiten gegebene Einleitung von dem politischen Zustande Deutschlands theilt eigentlich weniger mit, als sie bemerkt, das Nöthige sei bei dem Leser vorauszusetzen. Ein umständlicher Abschnitt über das öffentliche und häusliche Leben, das Verhältniss der Dichtkunst zur Gelehrsamkeit, des Adels zu dem Bürger grosser Städte und über die Volkspoesie jener Zeit, an die hier niemals gedacht worden, wird ein anderes Werk einmal passend einleiten; auch die Bemerkung gehört hierher, dass die poetische Entwicklung nicht immer mit der politischen, deren Einfluss übrigens ausser Zweifel ist, parallel gelaufen und nicht alle Stützen des Menschen zugleich niedergesunken sind. — Über die erste Periode bis zu Klopstock und Winkelmann etwa haben wir im Ganzen wenig zu bemerken, die Haltung gegen

diese Dichter ist die der vermittelnden Kritik, welche, insofern sie geltend zu machen strebt, was sich von selbst gebildet, vortrefflich ist; den hier, zumal in ihrer Allgemeinheit gefällten Urtheilen wird man zu widersprechen nicht leicht in Versuchung kommen, man ist so ziemlich einig darin. Interesse können sie nicht erregen, weil sie zu kurz und eilend sind, nur ein genaues Einführen in das Treiben jener Zeit mag dies erwecken, und dann wird sich auch zeigen, ob wir uns zuviel vergeben, wenn wir uns einmal ihm überlassen. Wir wollen niemand tadeln, der eine reichere belohnendere Epoche zum Studium sich wählt, wer sich aber jener annimmt, dem können wir auch nichts erlassen. Dabei glauben wir, dass wie eine arme Gegend in gewissen Stimmungen einen eigenen Reiz und ein gewisses wohlwollendes Hinneigen zur Betrachtung ihres geringen Schmucks erweckt, etwas Ähnliches bei einem solchen Studium nicht ausbleiben werde. Indessen eine auffallende Ungerechtigkeit des Verfassers in dieser Periode müssen wir bemerken. Sie betrifft Bodmer. Mitten unter den billigsten und ruhigen Urtheilen, so dass Gottsched sogleich darauf in einem weit günstigeren Licht erscheint, wird hart und wie persönlich über diesen verdienten Mann hergefallen. „Beschränktheit und Bornirtheit hat ihn sein ganzes Leben nicht verlassen, alle Dichter hat er gehasst und gehöhnt. Selbst die Waffen der rohsten Polemik versagten ihm oft, ohne Witz und Grazie konnte er nur Schimpfreden aufbringen, als Dichter zeigt er nicht die leiseste Spur von Talent, und seine Werke erkältet eine jammervolle Mühseligkeit; was man rühmen möchte, seine Bekämpfung Gottscheds und die Bekanntmachung mehrerer altdeutscher Gedichte ist schon oft genug gerühmt.“ Wir müssen das längst ausgesprochene Urtheil der Zeit gegen Herrn Horn wieder herstellen. Als Dichter hat Bodmer der ursprünglichen Quelle, der ewig jugendlichen schaffenden Kraft ermangelt, darum ist er als solcher vergessen und nur für seine Zeit dagewesen; dagegen ist ihm Talent zur Poesie gewiss nicht abzustreiten, seine Gedichte mögen auf alle Art von selbstgebildeten Theorien und Ansichten erzeugt, grau und langweilig sein, ein gewisser Grund und Verstand ist aber sichtbar und

sie sind niemals fad. Was ihm aber in unseren Augen vorzüglichen Werth giebt, das ist sein Gefühl für das Ursprüngliche der Poesie, ein gutes Gedicht seiner Zeit zu erkennen ist leicht, aber schwer, ein ihr ganz entfremdetes, und hier erscheint sein Verdienst für die altdeutsche Litteratur in hellem Licht; dass er die Gedichte durch Abdruck mittheilen konnte, dafür müssen wir glücklichen Umständen Dank wissen, aber sein Eifer dafür, seine Erkenntnis ihres Werths, die ihm von niemandem mitgetheilt und gar nicht oberflächlich war, ehrt ihn unabhängig davon. Man braucht nur seine Einleitung zu den Minnesängern zu lesen, um zu fühlen, dass kein Geistloser und Beschränkter davon rede, man sehe seine Vorrede zu dem Nibelungenlied (Chriemhildens Rache), wie er den Vorrang desselben vor den anderen Gedichten des Mittelalters und seine Verwandtschaft mit dem Homer empfunden, die der einzige Johannes Müller nur noch anerkannte. Herr Horn denkt nicht daran, dass niemand weiter um das grosse Epos sich bekümmerte und es geradezu wieder vergessen wurde (worüber Bodmer mit Recht hätte empfindlich sein können), um ihm vorzuwerfen, dass er die späteren Meistersänger für gemeine Reimer gehalten, was sie doch grösstentheils auch gewesen sind. Freilich haben wir bessere Ansicht vom Homer, und manche Theorie ist veraltet, allein das sind Vortheile, welche unsere Zeit verleiht, und ein Einzelner darf nicht zu stolz damit gegen einen anderen thun, dem, um mit ihm darin auf gleicher Stufe zu stehen, bloss fehlt, dass er nicht sein Zeitgenosse ist. Als Kritiker Bodmer zu zernichten, soll der Umstand hinreichen, dass er die Musik gehasst und den Reim verworfen, es scheint kaum nöthig zu bemerken, dass wir bei ausgezeichneteren Geistern, als Bodmer war, solche Einseitigkeiten finden, sonst schlagen wir Herrn Horn vor, Schiller damit zu charakterisiren, dass er, wie bekannt, die Minnelieder verachtete. Wir wollen nicht alle einzelnen Ausfälle auf Bodmer beantworten und nur noch von einem Buche desselben reden, das Herr Horn anzuführen nicht werth gehalten: es ist die Übersetzung von Percys reliques unter dem Titel: Altenglische Balladen, welche besonders für ihre Zeit Lob verdient. Soviel wir wissen, ist es die erste Anerkennung dieser herrlichen Lieder

in Deutschland, und die Arbeit selbst zeigt eine sichere und feste Hand, darum alles gleichförmig geworden, auch nichts verziert und verweichlicht, worunter neuere Übersetzungen eher leiden, und wir ziehen diese in manchen Stücken sogar den Herderischen in den Stimmen der Völker vor. Die Stücke aus dem Nibelungenlied und dem Parcival sind mit Einsicht gewählt und behandelt. Angehängt sind einige polemische Stücke in Hexametern, die Herr Horn gewiss besser scandiren kann, aber weder roh noch schimpfend, sondern in einigen Bemerkungen wahr; ebenso ist, was bei der Büsserin gegen Stollbergs Bearbeitung gesagt wird, durchaus begründet. — Auch einige andere Urtheile scheinen uns im Gegensatz zu der vorherrschenden Milde zu hart, z. B. das gegen Zachariä, dessen Renommist das Studentenwesen gerade nicht schlecht aufgefasst hat und durch diese Wahrheit Werth behält. Wogegen wir der verschiedentlich durchbrechenden ungemessenen Verehrung vor Flemming wohl einige Schranken setzen möchten.

Das Urtheil über Klopstock geht darauf hinaus, die Verdienste dieses tiefempfindenden und ausgezeichneten Geistes ins Licht zu setzen, das gewiss zu billigen ist: wir wünschten nur die Gründe näher bestimmt, warum bei vielem Poetischen, das in der *Messiad*e nicht zu verkennen, dieses Gedicht doch keinen nationalen Eindruck gemacht, mehr entfernt geachtet als eifrig gelesen wird. Der Unterschied zwischen dem Materialen der Poesie und der Poesie selbst, an welchen zu erinnern der Verfasser für heilsam hält, hilft hier nicht, weil er überall vorkommt, und die Klage, dass die Sprache sich unüberwindlich gezeigt, wohl jeder grosse und edle Dichter hat führen müssen. Wie Herr Horn sich öfter gleichsam selbst bestiehlt, so hat er bei dieser Gelegenheit eine ganze Seite aus seinem früheren Werk wieder eingezogen; wir können ihn keines Plagiats beschuldigen, aber wir wissen nicht recht, wie bei einem stets lebendigen Studium einem Autor dies möglich ist. Auch ein Gleichnis ist dorthier entlehnt, um Klopstocks dramatische Versuche zu entschuldigen, sie seien wie ein Baum, dem man mit Fleiss alle Blätter abstreift; es ist nicht unpassend, da es andeutet, wie unser Blick nirgends an dieser Kälte und Starrheit haften kann,

aber für des Verfassers Absicht schlecht gewählt, da nichts trauriger wäre, als ein solch freiwillig entlaubter Stamm unter frisch grünenden, so wie auch das völlige Entblättern in der Natur das Absterben bewirkt. Wie Herr Horn diesen Irrthum Klopstocks, der ohne Folgen blieb, bedeutend nennen kann, begreifen wir nicht.

Was über Lessing gesagt worden, scheint nicht geglückt. Hier wendet Herr Horn zuerst die Ironie auf, von welcher er in der Einleitung sagt, dass sie nöthig sein werde. Erstlich sind auf diese Weise die früheren einseitigen Ansichten über Lessing vorgetragen, sodann wird auch das, was Schlegel über ihn gesagt und was man ihm erwidert, in diese Manier umgeschrieben, damit meint der Verfasser sogar den Artikel ohne ein weiteres Wort beschliessen zu können. Uns scheint diese Ironie nicht am rechten Ort, über Lessing hat sich ein Urtheil gebildet, das ruhig und ernsthaft aufzustellen und zu erkennen am besten gewesen wäre. Schlegel hat hier unleugbares Verdienst, und was Frühere in der Verlegenheit, Lessing nicht zu begreifen, gemeint, durfte durchaus nicht gegen sein gründliches Urtheil gestellt werden; dass er zu scharf sich ausgedrückt und die Grenzen in einigem überschritten (wie es bei einem Einzelnen kaum anders möglich und eher, wo es absichtslos, gern zu sehen ist), mag wahr sein, das hätte gemildert werden dürfen, wie es jeder für sich schon wird gethan haben. Dass Lessing von seiner Poesie wie von einem Plunder sprach, den er gern vergesse, ist ohne Zweifel merkwürdig, und wenn es, wie sich wieder von selbst ergiebt, nicht in dieser Strenge verstanden werden soll, doch ernsthaft gemeint; es ist gewiss etwas ganz anders, wenn ein Dichter sich selbst tadelt, als sich selbst lobt, und ein Sprichwort meint schon allgemein: Tadel gehe immer von Herzen. Uns hat ungleich besser gefallen, was A. W. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen ohne Anstrengung, besonders zu sein, über Lessing gesagt. Herrn Horns eigene Zusätze lauten in der That etwas wunderlich: wir sollen Lessing „des Anstands halber, mit dem er die Dornenkrone des Unglaubens getragen, hochachten“, dabei werden wir erinnert, „unser Glück des Glaubens mit gleichem Anstande zu

tragen“; dann wird das Geschick „des kühnen Geistes ohne Poesie und Religion, ohne Liebe und Freundschaft“ beklagt; wir müssen beklagen, dass die Kritik dazu gelangen kann, solche harte Worte auszusprechen, die alle Grundpfeiler, auf welchen der Mensch sich nur erhalten kann, niederreißen. Wir sind des festen Glaubens, dass jene Heiligthümer des Menschen tiefer als alle Ansichten und Speculationen in ihm begründet ruhen, und dass ein so herrlicher Geist wohl das Göttliche in sich gefühlt, davon freudig getragen und darum vor anderen glücklich zu preisen sei.

Wir nähern uns mit Herder unserer Zeit. Beklagen wir, dass er leiblich aus unserer Mitte verschwunden, so lebt doch sein Geist noch unter uns, thätig und wirkend. Was sein ernstliches Studium, das mythische und historische, bedeutet, fängt an immer klarer zu werden, ein endliches Urtheil hat sich hier noch nicht bilden können. Tief und schön sind die Worte, die Jean Paul als edles Lob über ihn gesprochen; wie wir es keinem verzeihen würden, der sie hintansetzte, so können wir es doch nicht billigen, dass der Verfasser sich darauf bezieht, um eines eigenen Urtheils überhoben zu sein. Die Ansichten des menschlichen Geistes sind unendlich, und es ist uns wunderbar, dass ein eigenes Anschauen und Betrachten, alles, was es gewonnen, bei einem anderen schon wiederfindet und ihm nichts übrig geblieben wäre; ausserdem aber, wer verlangt gehört zu werden, der gebe uns etwas Eigenes. Was Herr Horn hinzufügt, betrifft grösstentheils einige Schwächen des Alters, Menschlichkeiten, wie sie auch bei Klopstock getadelt werden; es ist nicht die Frage, ob sie wahr oder falsch, sondern es ist unwürdig, hier davon zu reden. Haben doch selbst die, gegen welche Herder so gesprochen, es vergessen, weil sie fühlten, dass sie selbst einige Schuld daran trugen und dass es den Verdiensten dieses reichen und milden Geistes nichts abziehe. Vollends übertrieben lautet es, wenn Herder wegen eines solchen etwas heftig ausgedrückten Unwillens ein reintragischer Charakter in seiner letzten Zeit genannt wird und endlich hochtragisch mit der Medea*) verglichen, die im Mord ihrer eigenen Kinder sich rächend strafte. Herder hat sein Volk geliebt und

*) [Statt Mode, im Handexemplar von W. Grimm verbessert.]

geachtet und die Kraft seines Lebens an die Bildung desselben gesetzt, wenn er nun im Alter Minuten erlebte, in denen er sich verkannt glauben musste und seine Bemühung vergebens, so kann es uns nur rührend sein, wenn er in solchem Schmerz, wie Odysseus, der von den Göttern geliebt, von den Göttern verfolgt und von seinem Vaterland entfernte, ausruft: ich bin müd im Leben zu sein und das Licht der Sonne zu schauen! — Herders Verdienste in der spanischen Litteratur werden noch genannt, aber nicht einmal sein Cid, welches uns eins seiner vollendetsten Bücher scheint. Eine Auseinandersetzung des Verhältnisses zu den spanischen Originalen hätten wir lieber gelesen, als Herders Urtheil über Canitz und das grossgedruckte Wortspiel über den Blumenberger Freiherrn, das wir aus dem früheren Werk des Verfassers noch nicht vergessen hatten.

Bei Goethe sollte nicht auf andere verwiesen werden, so mannigfach auch das ist und zum Theil vortrefflich, was über ihn gesagt worden, und welches immer einmal rühmend wird gezeigt werden können, wenn einer darnach fragt, wie die Deutschen ihren ersten Dichter geliebt haben. Es wird sogar einmal gesagt, es sei vielleicht keine gute Liebe, die sich durch fremde Bücher zu rechtfertigen sucht. Dort war es auch meist nur Auseinandersetzung seines Werths, Versuche ihn zu verstehen, herzliches und treues Lob: hier aber sollte ein allgemeines Urtheil über ihn gesprochen werden. Sonst galt das Gesetz, dass nur Gleiche über den Gleichen richten konnten, wer wollte es wagen, sich nur neben ihn zu setzen? Nur einmal sein ganzes Volk, wir meinen all das Herrliche, das in diesem liegt und noch blühend aufsteigen wird, kann über ihn sprechen. Herr Horn mag die Schwierigkeit des Unternehmens gefühlt haben; zu der Ironie, scheint es, wollte er doch nicht geradezu greifen, sie ist nur herrlich, wo sie unvorsätzlich einen lebendigen Grundton in der Seele des Beschauenden ausmacht, wie in Goethes Leben (wo sie hier getadelt wird), ein eigenes Anschicken dazu will uns nicht gefallen; indessen fand sich ein anderes Auskunftsmittel: der Platonische Dialog. Es wäre unstreitig ein richtiger Gedanken gewesen, die einzelnen Stimmen der Gegenwart nach ihrer grössten Verschiedenheit gegen

einander zu hören, und der beste Massstab, den Eindruck Goethes auf seine Zeit zu messen, wer diese Arbeit unternommen, würde eine Stimme gehabt haben und grosses Lob, wenn sie gelungen. Was wir aber hier zuerst bemerken und was der Verfasser selbst sagt: es sind keine Dialogen, sondern Monologen, also kein lebendiges Gegeneinanderstreiten; aber auch weiter: Monologen, in wenigem nur oder gar nicht gegen einander gerichtet, sondern auf einander folgend, so dass jeder einer anderen Betrachtung gewidmet ist. So wird es deutlich, dass hinter acht Masken nur ein Einziger ohne Gegner redet, der sein auf diese Weise ausgesprochenes Urtheil sichern will, wie durch die Berufung auf das Höherstehen des Lesers, der schon herausfinde, was die Wahrheit treffen müsse. Im Ganzen ist der Artikel mit Sorgfalt geschrieben, in dieser Bemühung zeichnet er sich aus und ist einer von denen, welchen man gegen den im früheren Werk gelieferten halten muss, um sich zu überzeugen, dass der Verfasser hier mehr geleistet, er enthält auch manche recht gute Bemerkung. Dass man die mehrsten Stimmen lobend vernehme, versteht sich, und da diese ihren meist kleinen Tadel wieder einschränken und er wohl bloss des Übergangs halber eingemischt worden, so wollen wir dessen nicht weiter gedenken; das Lob ist auch mit Sorgfalt ausgedrückt und nur die etwas nach Shakespeare formirte kalte Hyperbel: der Verfasser „wolle ein deutsches Wörterbuch in die Hand nehmen, um jedes einzelne lobende Wort desto schneller an sich zu raffen und jedes in Beziehung auf Goethe zu unterschreiben“ — können wir uns nicht gefallen lassen. Wenn der Verfasser nicht darauf bestanden, eigentlich zu richten, so würde er zwei seiner Redner unterdrückt haben, und dann hätten sich seine Mittheilungen als eine nicht unangenehme Ansicht gelesen, gegen diese beiden muss aber der Recensent sich erklären. Er darf um so eher den Verfasser dafür verantwortlich machen, weil der eine, der keine Mässigung in seinem Eifer kennt, als ein lebendiger Charakter, sein Lob, das er für die Werke Goethes, von denen er nicht spricht, gewiss in sich trug, nicht zurückgehalten und dadurch seinen Tadel erst in Verhältnis gesetzt hätte, der so unbegrenzt genug erscheint. Der, welcher hernach noch einzu-

lenken weiss, meint, Clavigo sei gezwängt, mühselig, peinlich, wovon wir nichts gefunden; kränklich freilich ist Maria, aber diese kranke, blasse, zarte Natur hat viel Rührendes und Wahres, und was soll den Dichter bewegen, von einer solchen sich wegzuwenden? In der Stella findet er nur eine „schwächliche Ruchlosigkeit“ und weiss seinen Abscheu nicht genug auszudrücken: hätte er bloss die Bemerkung gemacht, dass die alte Geschichte des Grafen von Gleichen nicht passend hier angewendet sei, so würde er damit das Wahre und Nöthige und nicht öffentlich solche Worte gesagt haben, deren Unziemlichkeit wir fühlen. Hernach nennt er auch noch den vierten Band von Wilhelm Meister rauh und herb, und, während der Dichter, der niemals etwas halb gewollt hat, wie er selbst gelehrt, im Ganzen, Vollen, Schönen resolut gelebt, heisst es hier, „in diesem Gedicht stelle sich eine anständige Unpoesie und geistreiche Halbunsittlichkeit triumphirend in den Hintergrund“. Jedoch dieser Tadel wird noch gering gegen das, was der frechste Redner, dem der Verfasser zur Entschuldigung eine Maske „mit strenger und sauerlicher“ Physiognomie vorhält, sagen muss: „der letzte Band des Wilhelm Meister sei ganz unsittlich, die Römischen Elegien verachte er und jeder reine Mensch müsse ein Gleiches thun, bei Herrmann und Dorothea denke man mit Sehnsucht an den Homer, in den Wahlverwandtschaften aber sei eine kalte Grausamkeit, ein langes, weites, ödes Eisfeld, auf das ein sternenloser Himmel herabhänge; eine chemische Zerlegung der Sünde, man wünsche nur, es komme zum Sündigen, so bleibe es nur beim Wollen, was schlimmer veröde“. Es wird niemand verlangen, dass wir eine solche Stimme anhören oder widerlegen sollen; wer wohl, wenn ihm auch manches andere nicht recht in dem letztgenannten Roman gewesen, hat eine kalte Grausamkeit in dieser Dichtung gefunden, die in Ottiliens Leiden das Tiefste und Zarteste einer himmlischen Seele enthält, in ihrem Tode die mildeste Beruhigung gewährt, oder wer hat nicht den reinen und grossen Sinn derselben, die ganz in ihrer Zeit und auch darüber steht, erkannt, da sie mit erschütternder Gewalt lehrt, wie alles Glück in der Nichtachtung der Sitte und heiliger Verhältnisse nothwendig untergehe. Herr Horn redet von einem

überschwenglichen Halbgottesdienst und einer unfreien knechtischen Verehrung Goethes, wir müssen glauben, die Furcht davor habe ihn zu solchen Äusserungen gebracht, aber wünschen, er hätte nicht so gesprochen. Der Enthusiasmus eines Volks, seine Liebe zu einem grossen Dichter ist das Herrlichste, was wir erblicken können, knechtische Gesinnung entsteht durch strenge tyrannische Herrschaft, wer aber ist milder und anerkennender gegen jegliches Talent, als Goethe. Alle Parteiung hat sich in ihm vereinigt und alle haben vor diesem Stern mit Ehrfurcht sich geneigt. Nur bei denen haben wir blinde Anhänger und eine ertödtende Einseitigkeit bemerkt, die nichts ausser sich achten und jedes eigene Bestreben niederdrücken wollten. Der Enthusiasmus aber hat niemals Unrecht; dürfte er angegriffen werden, so hätte der nicht frech gehandelt, der, als vor noch nicht langer Zeit ein Mann dahin gieng, der seinem Volk etwas gewesen, und den es mit Dankbarkeit und Verehrung nannte, über ihn richten und alle Blössen aufdecken wollte.

Wir sind bisher so ausführlich gewesen, um uns bei dem Übrigen kürzer fassen zu können, wie bei Herder werden auch die Urtheile über Jacobi und Lavater abgewendet. Es ist merkwürdig, wie dieser Schrift so viele Rücksichten Einhalt thun und die natürlichsten Forderungen unnöthig oder unpassend machen sollen, wie im Gegentheile die natürlichsten Hindernisse unbeachtet geblieben. Bei unbedeutenden Namen kommt dies Verfahren noch seltsamer heraus, und wir können z. B. durchaus nicht absehen, wem die blosser Anführung Nicolais mit Nennung der Titel aller seiner Werke gefallen möge oder belehrend sei; witzig ist es auch nicht. Über Johannes Müller soll die Kritik beinahe ihr Buch geschlossen haben; wir wünschen, dass gerade jetzt, nachdem seine späteren Briefe, die wir ungleich höher als die an Bönstetten schätzen, so vieles Treffliche an diesem Geist aufgedeckt haben, es möge jemand, dem es verliehen ist, ihn würdig charakterisiren. Übrigens verstehen wir nicht, wie man bei irgend einem Gegenstand, am wenigsten bei Dichterwerken, sagen kann, die Betrachtung sei fertig und alles Weitere unnöthig. Die Urtheile über die geringeren Dichter beweisen gleichfalls, dass wir nur individuelle Ansichten vor uns

haben, weshalb sie einem andern leicht ungerecht vorkommen können, wie z. B. dem Recensenten das, was über Knigge, Kosegarten, Lafontaine gesagt worden gegen das Lob, das Tiedge davon trägt, durchaus parteiisch ist; die Reise nach Braunschweig von dem ersteren ist ein recht gutes und wahres Buch, und ein Paar Kapitel daraus sind ohne allen Vergleich mehr werth, als der ganze Frauenspiegel von Tiedge. Indes übersehen wir das alles, um zwei auffallende Ungerechtigkeiten zu rügen. Die erste betrifft Heinse. Wie von einem ganz unbedeutenden, der ohne Einfluss gewesen, wird kurz über ihn gesprochen: „Talente wolle man nicht leugnen, nur solle man uns nicht zumuthen, ihn zu lieben“. Wir gestehen, dies Vornehmthun war uns hier besonders zuwider, und wenn sich der Verfasser an einem andern Ort, freilich etwas versteckt, das grösste Compliment macht, das ein Kritiker verlangen kann, nämlich, dass er sogleich in jedem Gedicht die Stubenluft rieche, so wollen wir das lieber anhören. Herr Horn glaubt sich dazu berechtigt durch ein gewisses Übermass von Sinnlichkeit bei Heinse, das dieser, wie es sich in seinen früheren Gedichten geäussert, selbst bereut hat, und welches man, insofern es sich in seinem späteren Werk, dem Ardinghello, noch zeigt, immerhin tadelnd erwähnen konnte. Allein es ist höchst parteiisch ungerecht, in Heinse nichts mehr als die Sinnlichkeit zu sehen und zu vergessen, dass diese innere Gluth in ihrer edleren Wirkung eine so frische lebensreiche Dichtung gab. Wer solche Gewalt der Sinne nicht kennt, hat freilich gut sich dagegen auflehnen. Heinse war ein nicht kranker, kräftiger Geist, der den Zwang abwerfen und frei an der Quelle schöpfen wollte: wie hell er geblickt, wie tief er gefühlt, davon sind seine Briefe allein Beweis genug. Er gehört ohne Zweifel zu denen, welche die ängstigenden Schranken niederzuwerfen sich bemühen, und wir dürfen nie dies vergessen wollen. Die andere Ungerechtigkeit hat Herr Horn gelegentlich bei Denis gegen Ossian ausgeübt. Er nennt ihn: „weichlich, pathetisch, erhitzt, gequält, durch und durch wolkig und nebelvoll“. Dies Urtheil hat er von seiner Zeit empfangen, es sei nun, dass er es bloss nachspricht oder, genug eingenommen davon, wirklich wahr gefunden. Wie so eben von

der Seite, von welcher es ausgegangen, eingelenkt wird, so können wir es auch der Zeit überlassen, den Ossian in sein Recht wieder herzustellen, daher wir den Verfasser hier nicht ausführlich widerlegen, sondern uns nur gegen ihn erklären wollen. Merkwürdig wird es immer bleiben, wie es möglich geworden, eine Dichtung, in welcher das tiefste, reinste Gefühl für die Natur, eine grossartige Schwermuth, wie sie nur einem ganzen Volk eigen sein kann, das an seine versinkende Heldenzeit gedenkt, erhitzt und gequält genannt werden kann.

Neben diese Ungerechtigkeiten müssen wir auch Nachlässigkeiten aufstellen. Durch seine Kürze freilich sichert sich der Verfasser wieder gegen Vorwürfe, und wir müssen glauben, es sei Absicht, nicht mehr zu geben. Indes erräth man nicht, warum z. B. in dem Artikel Neubert (Naubert) gerade die besten Arbeiten dieser Dichterin übergangen worden, die zu manchem Lob Anlass gegeben, die Volksmärchen (4 Bde), Wallfahrten der Pilger und Elisabeth von Toggenburg; in dem letzteren Buche ist die Erzählung von zwei auf den Alpen verirrtten Mädchen besonders gut erfunden und gründlich behandelt. Dass an Vollständigkeit, auch nur im beschränkten Sinn, bei diesem Werk nicht zu denken sei, wird man aus dem Inhalt gleich bemerken, und wir können uns hier nicht darauf einlassen, die Lücken alle anzugeben: mancher Bessere ist übergangen, der vor anderen offenbar eine Stelle verdient, z. B. Stilling Jung, es sei nun seiner Romane, seiner einfachen und herzlichen Romanzen oder der ersten Bände seiner Lebensbeschreibung wegen, welche letztere niemand ohne Gefallen und Theilnahme lesen kann und deren Erscheinung Goethe selbst veranlasste. Dagegen erhält Gedike, der als Dichter doch nicht den geringsten Eindruck hinterlassen, fünf Paragraphen, wiederum bloss persönlicher Rücksichten halber. Noch auffallender ist das gänzliche Stillschweigen über einen in vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Dichter, dem Maler Müller, vorsätzlich nicht zu erklären, schwer aus Übersehen, da eine Sammlung seiner Werke neuerdings die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hat. Wiewohl die Zeit seiner Bildung nicht in ihm zu verkennen, ist es doch ein kräftiger, origineller Geist, die Idyllen, die paradiesischen Bilder sind in ihrer Art vortreff-

lich, ein Paar Judenscenen im Faust unschätzbar, und seine Behandlungen der alten Mythe von der heiligen Genoveva brauchen keine Vergleichung mit Tieks Gedicht zu scheuen, manchen werden sie lieber sein. Da Tiek offenbar von diesen angeregt wurde, so ist auch Müllers Einfluss auf diese Zeit anzuerkennen. Endlich gedenken wir hier auch einer Inconsequenz, der sich Herr Horn gegen Voss schuldig gemacht; das grosse rückhaltslose Lob, das er früherhin über die Übersetzung des Homers ausgesprochen, verträgt sich durchaus nicht mit dem späteren harten Tadel über die Übersetzung des Horaz und ein parteiloses Urtheil wird einmal beide Arbeiten nicht so zur Rechten und Linken stellen können.

Es bleibt noch die Darstellung des Verfassers zu betrachten übrig. Im Ganzen ist Fleiss darauf verwendet, aber wie es den Untersuchungen an Detail, so fehlt es dieser an einer gewissen frischen Sinnlichkeit, Folge einer nahen und lebendigen Betrachtung. Dagegen ist die Neigung sichtbar vorherrschend, das Urtheil in epigrammatischen Wendungen und Spitzen auszudrücken, was auch wieder mehr für die Gesellschaft berechnet ist, als für die einsame, ruhige Betrachtung, die daran ermüdet. Wie immer, wenn dergleichen gesucht worden, ist es auch dann und wann auffallend misslungen, z. B. S. 110 „Lessing stand fast sein ganzes Leben hindurch einsam, so einsam, dass wir fast sagen möchten, die Einsamkeit selber könne nicht einsamer sein“, was sich doch durch die einsamste Einsamkeit leicht überbieten liess. Ein eigenes Gewicht legt der Verfasser darum auf Sentenzen, auch weiss er sie bei einem Dichter, der sonst eben nichts hätte, wohl zu rühmen. Es ist eine eigene Sache damit, dass das Allereinfachste auch das Allerbedeutenste ist, so kommt es nur darauf an, dieses zum Verständnis zu bringen, das kann denn nur durch die Poesie des Ganzen und durch das allmähliche Hinführen dazu geschehen, so wie uns die meisten in der Jugend etwa erlernten Sprüche erst in ihrer Bedeutung einfallen, wenn wir im Fortgang des Lebens darauf gedrängt werden. Daher wollen diese Blüten, ohne Stengel, Blätter und Entfaltung gereicht, selten den verlangten Eindruck hervorbringen, wenn (S. 200) bei der Erwähnung von Schillers Stil der Spruch: *plus vis quam sanguinis*

mit Folgendem begleitet wird: „vier Worte, die so gewichtig und bedeutend sind, dass ich fast wünschen möchte, man lese sie mehr als viermal hintereinander, um sich mit ihrem ganzen Inhalt desto inniger vertraut zu machen“; und wir bemerken, dass uns diese Forderung einen komischen Eindruck gemacht und wir beim vierten Lesen weniger gefunden als bei dem ersten (so dass fürs fünfte Mal nichts Sonderliches zu hoffen war), wo wir die einfache Wahrheit ganz passlich fanden, so klingt es wohl boshaft und ist doch nur geradezu wahr. Die angeführten Stellen des Verfassers erinnern uns an den so häufig vorkommenden bedingten und modificirten Ausdruck: „Fast möchten wir sagen“, welches, weil dann doch der Verfasser am sichersten zu sein glaubt, etwas Vornehmes und unnöthig Kostbares mit sich führt; wir wollen nur ein Muster mittheilen: S. 279 „so darf man vielleicht hoffen, dass selbst die jetzige ein wenig dürftige Zeit ein Unternehmen der Art vielleicht begünstigen werde“. Da wir hier von Kleinigkeiten reden, können wir auch den Verfasser auf allzu häufig vorkommende Lieblingsausdrücke, wie z. B. „zu nichts verlieben“, was sich bei Anakreons Küssen (S. 54) besonders scherzhaft ausnimmt, aufmerksam machen.

Von äusserer Einmischung der Philosophie hat sich der Verfasser ziemlich frei gehalten, nur bei Gelegenheit der Romantik (S. 292) kommen einige schulgerechte Definitionen vor. Wir wollen dabei nur bitten, das Romantische und Antike für keinen so scharfen Gegensatz auszugeben: was man unter jenem gemeinhin versteht, hat freilich in einer gewissen Zeit vorgeherrscht, indessen ist vieles auf der Welt und in der Poesie, was auf eigene Hand lebt und zwischen beiden Steinen des Anstosses ohne Gefahr durchpassirt ist. Solche bedeutend gegebene Aussprüche: „Griechische Tugend habe im Romantischen Farbe gewonnen“ kann man etwa umdrehen und sagen: Griechische Farbe habe im Romantischen innere Tugend und Bedeutung gewonnen, und es bleibt eben so viel Wahres darin. Die besonders unterstrichenen Worte aber: „Sophokles sei in Shakespeare, Shakespeare aber nicht im Sophokles“, sind uns (ausgenommen, was sich von selbst versteht) ganz nichtssagend; wir wünschen nun zu wissen, ob wir auch den Aeschylus und Euripides, weil

die drei griechischen Tragiker offenbar zusammenhängen, in Shakespeare auf dieselbe Weise besitzen, und wie es sich mit dem Calderone verhalte, ob wir in diesem wieder den Shakespeare finden oder umgekehrt. Da jeder Dichter seine eigene Form hat, so lassen sie sich eben nicht, wie in einer Fabrik die Kasten, in einander stellen, was freilich zu guter Ordnung und zum Platzmachen in einer Ästhetik recht bequem wäre. Noch einen andern Ausdruck dürfen wir nicht vorbeigehen lassen, da wir dessen Möglichkeit auch der philosophischen Manier, sich auszudrücken, aufbürden; Herr Horn sagt von Wallenstein, unstreitig einem von den herrlichsten und kräftigsten Werken Schillers, das am sichersten auf der Erde steht, es sei „ein Analogon der Poesie“, ohne dass er es eben sehr damit tadeln will. Und doch kann ein Analogon von Poesie nichts anders sein, als was ein vollendetes Wachsbild von einem Menschen ist, das jedes natürliche Gemüth mit unwillkürlichem Schauer und Entsetzen betrachtet, und daher das Schlimmste, was man einem Gedicht nur nachsagen kann.

Zum Schluss theilt der Verfasser noch einige Bemerkungen über die Gegenwart mit. Es freut uns, dass er gewusst mit einem Trost und dem Anerkennen zu schliessen, dass Geist, Sinn und Talent in einem gewissen Grade durchgedrungen sind, man braucht, um dies wahr zu fühlen, nur etwa dreissig Jahre zurückzublicken. Damit hebt sich auf, was er früher von dem Dasein eines poetischen Eunuchismus (S. 187) gesagt, und ein Theil der vorangehenden Klagen, d. h. sie zeigen sich als solche, die keinem Jahrhundert, auch dem reichbegabtesten, gefehlt. Die allein hätten wir besonders hervorgehoben, dass die zerfetzende Kritik so nachtheilig gewirkt und viel unschuldige Freude an der Poesie getödtet. Man fordert unablässig Meisterwerke und weiss doch nicht mehr sich über das Geringere zu freuen, ja, man glaubt mit solchen Forderungen noch bescheiden zu sein. Diese Freudlosigkeit und Gleichgültigkeit, von der das Publikum aufgezehrt wird, verhindert am meisten das fröhliche Aufblühen und Gedeihen manches emsig und treu gesäeten Samens. Weniger schädlich, aber noch schlechter sind diejenigen, die, ohne das Geringste gethan zu haben, wovon man reden könnte,

sich berechtigt glauben, ihren Jammer und ihre Klagen über die deutsche Litteratur auszuschreien, als liege sie im tiefsten Elend; sie verweisen dabei auf fremde Muster und lassen merken, dass ihnen noch allein die rechte Einsicht geblieben, oder sie toben in possierlicher Wuth und meinen, sie seien Vorfechter der bedrängten Poesie; sie ermuthigen sich auch wohl (wie im Sprichwort der Frosch den Schwaben) mit dem Zuruf: hier stehen wir Helden! Wir sollen von unseren Fehlern und Sünden durchdrungen sein, aber nicht durch ein endloses und doch nur eitles Klagen, sondern durch die That uns bessern; die erste Pflicht wird dann sein, jedes Bestehende, jede Bestrebung anerkennend und der Freude und dem Genuss wieder empfänglich zu machen, die Milde gegen das Dargebotene in der Poesie mag gern mit den strengsten Forderungen auf Vervollkommenen sich vereinigen. — Unsere Betrachtungen über dies Buch schliessen wir mit folgender:

Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass die Möglichkeit, in litterarischer Hinsicht eine grosse Masse von Büchern durchzulaufen, sie zu ordnen und zur Bequemlichkeit nach gewissen Grundsätzen in der Bibliothek aufzustellen, uns gar leicht auf den Gedanken bringen kann, die Arbeiten ganzer Jahrhunderte wirklich zu fühlen, zu übersehen und darstellen zu können, während ein Dichter, wenn wir durch Zufall auf ihn beschränkt sind, uns mit den Jahren vielseitiger, bedeutender erscheinen möchte, als das Jahrhundert, mit welchem, so wie mit Hundert seines Gleichen, wir beurtheilend fertig geworden sind. Wir wünschen Herrn Horn dieses Glück, dass er einen Dichter oder sich selbst als Dichter so lieben lerne, dass er nicht über ihn oder über sich schreiben möge oder über ihn oder über sich allein; und indem er die anderen vergisst, so wird er die Masse leichtsinniger Urtheile, die deutsche Gesellschaften so langweilig machen, nicht zu vermehren sich bemühen.

GVmr. [= W-m Gr.]